

卅

Ethan Taubes

Der verlorene Vater
Erinnerungen an Jacob Taubes

Aus dem Amerikanischen von
Herbert Kopp-Oberstebrink

Mit einem Nachwort von
Aleida Assmann

Matthes & Seitz Berlin

Für Sally, die dieses Buch schon kannte,
bevor es ein Buch war,

und Joshua, der mir beigebracht hat,
ein besserer Vater zu sein.

»Das Vergangene ist nicht tot,
es ist nicht einmal vergangen.«

William Faulkner

»Das Leben kann nur rückwärts verstanden,
aber muss vorwärts gelebt werden.«

Sören Kierkegaard

»Tout comprendre, c'est tout pardonner.«
(Alles verstehen heißt alles vergeben.)

Anonyme französische Maxime

Inhaltsverzeichnis

PROLOG (Meines Vaters Hüter)	10
TEIL I: Letztes Abendmahl bei ALFREDO's	22
1. Village Bookshop: Mit Dämonen ringen	23
2. Gehäutete Schweine, Jesus-Freaks und Kryptojuden	35
3. Der Neophyt widersetzt sich dem Heiligen Paulus in der Judson Church	48
4. Zwei wandernde Juden stranden im Caffè Dante	55
5. Der verlorene Vater lässt sich im Friseursalon rasieren	71
6. Erlösung durch Sünde oder der Apostel Paulus	81
7. Die Tiger des Zorns gegen die Pferde der Anweisung	93
8. Auf der Suche nach Agape in der White Horse Tavern	106
9. Gedünsteter Hummer und Ritualmord, Bar Mizwa und Schabbesgoi	134
10. Träume von <i>Apocalypse Now</i>	150
TEIL II: Das Treffen im Adams Hotel	168
1. Central Park – Gethsemane	169
2. Die westliche Zivilisation und ihre vielen Unzufriedenen	178
3. Juden und Heiden stellen sich ihrer Angst und ihrem Schrecken	196
4. Der Sohn wacht über seinen Vater	227
Teil III: Der verlorene Vater hält seine Predigt über den jüdischen Apostel Paulus	250
1. Israel im Plan der göttlichen Vorsehung	251
2. Wie auf dem Weg nach Damaskus Saulus zu Paulus wurde	271
3. Abschied	300
Epilog (Engel des Todes)	308
Dank	319
Nachwort von Aleida Assmann	320

Prolog

Meines Vaters Hüter

»Telemachos, Jüngling, du mußt dich hinfort nicht feige betragen noch töricht! Hast von deinem Vater die hohe Seele geerbet.«
Homer, *Odyssee*, 2. Gesang, 271–272

»Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern, auf dass ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.«
Maleachi 3,24

Ich war gerade dreiundzwanzig geworden, als ich im Frühjahr 1976 zurück nach New York zog, in die Stadt, in der ich mich immer am meisten zu Hause gefühlt habe. Voller ehrgeiziger Pläne und fest entschlossen, Karriere am Theater zu machen, träumte ich davon, ein erfolgreicher Schauspieler, Regisseur oder Dramatiker zu werden. Hätte ich eine solidere Ausbildung gewählt, was rückblickend natürlich klüger gewesen wäre, wären mir Jahre voller Enttäuschungen und ein Leben am Rande des Existenzminimums erspart geblieben. Doch abgesehen von den unsicheren wirtschaftlichen Aussichten war ich auch, was meine Gefühle angeht, ziemlich durch den Wind, weil die Beziehung zu meiner langjährigen Colleague-Freundin zerbrochen war, die mich ohne Vorwarnung verlassen hatte. Ähnlich wie sieben Jahre zuvor, als ich im Internat erfuhr, dass meine Mutter Selbstmord begangen hatte, löste dieser unerwartete Bruch tiefe Trauer und Verlustängste in mir aus.

Bei der Trennung meiner Eltern in den frühen 1960er-Jahren erhielt meine Mutter das alleinige Sorgerecht für meine Schwester und mich; Tania war damals knapp fünf Jahre alt und ich neun. Obwohl sie uns auf verschiedene Internate in Europa und den USA geschickt hatte, blieb unser Zuhause für uns immer dort, wo unsere Mutter gerade lebte. Üblicherweise war das Paris oder New York. Sie war der emotionale Mittelpunkt unseres Lebens, auch wenn sie stets darauf bestand, dass

wir unsere kostbare Ferienzeit gleichmäßig zwischen ihr und unserem Vater samt seiner zweiten Frau, beide waren Philosophieprofessoren in West-Berlin, aufteilten. Sie war der Mensch auf der Welt, dem ich am meisten vertraute, auf den ich am meisten angewiesen war und dem ich mich am engsten verbunden fühlte.

Mein Erwachsenwerden begann mit dem furchtbaren Schock, als meine Mutter an einem düsteren Novemberabend in den Atlantik ging. Mein Leben zerbrach, und ich fühlte mich schutzlos und ohne jede Sicherheit. Die Folge war, dass ich rechtlich in die Obhut meines Vaters kam, dessen unberechenbares, launisches Temperament, cholerische Ausbrüche und übermächtige Präsenz ich meine gesamte Kindheit hindurch gefürchtet habe. Seine verbalen Ausfälle, häufig begleitet von Schlägen, waren wohl auch einer der Hauptgründe, warum meine Mutter ihn verlassen hatte.

Trotzdem erhoffte ich mir eine Annäherung an meinen Vater und meine deutsche Stiefmutter Margherita von Brentano – eine linke Philosophin, ihm in vielem ganz ähnlich. Ich entschloss mich, nach Berlin zu gehen. Trotz meiner schlechten Kindheitserinnerungen fühlte ich mich von dem Charisma meines Vaters angezogen, von seinem Charme und seinem unglaublich großen Wissen. Er galt nicht nur als brillanter Kopf und herausragende Persönlichkeit, sondern war auch einer der beliebtesten Lehrer an der Universität. Seine Vorlesungen waren immer überfüllt. Sie gingen weit über disziplinäre Grenzen hinaus und behandelten eine Fülle aufsehenerregender Themen: vom Einfluss messianisch-religiöser Bewegungen auf das moderne säkulare Denken bis hin zu wegweisenden Lektüren von Nietzsches *Antichrist*, Hegels *Philosophie der Geschichte* und der »politischen Theologie« des Apostels Paulus. Ich hoffte, wir würden uns endlich kennen und respektieren lernen, ja, vielleicht sogar zu intellektuellen Weggefährten werden. Ebenso wusste ich, dass mein Vater zu ganz besonderer psychologischer Einsicht fähig war; er vermochte sich auf geradezu unheimliche Weise in die innersten Sehnsüchte und Wünsche seines Gegenübers einzufühlen.

Anfangs ließ sich alles sehr gut an, doch bald war die Schonzeit vorbei. Aus kleineren Meinungsverschiedenheiten und persönlichen Konflikten wurden erbitterte Streitereien. All das führte schließlich

zu totaler emotionaler Entfremdung. Als mein Vater und seine neue Frau die wachsenden Spannungen zwischen mir und ihm als Ausrede benutzten, um mich für das Scheitern ihrer Ehe verantwortlich zu machen, verließ ich Berlin und ging zurück in die USA.

Ich setzte meine Ausbildung am Bennington College fort und beendete sie an der Yale School of Drama. Ich war überzeugt, dass ein Bruch mit meinem Vater und auch mit Margherita für mein Überleben und meine Zukunft absolut notwendig war. Drei Jahre später, nach meinem Abschluss, war ich wild entschlossen, aus eigener Kraft erfolgreich zu sein. Ich ging zu Vorsprechen für Theaterstücke und hatte, angeregt vom Epischen Theater Bertolt Brechts, angefangen, ein antiimperialistisches Theaterstück über Christoph Kolumbus zu schreiben. Ich fand ein Studioapartment auf der Perry Street im West Village, dessen Miete ich mir leisten konnte. Nur wenige Tage, nachdem mein Telefonanschluss installiert worden war, erhielt ich einen Anruf von einem früheren Kollegen meines Vaters an der Columbia-Universität.

»Du kannst dich sicherlich nicht mehr an mich erinnern«, sagte er mit deutlich deutschem Akzent. »Dein Vater und ich haben in den frühen 1960er-Jahren zusammen Philosophie unterrichtet, einen Kurs über Martin Heidegger.«

Er hieß Michael Wyschogrod, und wie meine Eltern war er ein jüdischer Flüchtling. Seiner Familie war es wie meiner Mutter kurz vor Ausbruch des Krieges gelungen, aus Europa zu entkommen. Als erste Reaktion überfiel mich ein noch unbestimmtes Gefühl von Angst und Beklemmung. Weshalb sollte er mich aus heiterem Himmel anrufen, wenn nichts Schlimmes passiert war?

»Ich habe ja mitbekommen, dass du und dein Vater eine ziemlich schwierige Beziehung hattet.«

Alle meine Alarmglocken schrillten. Lag mein Vater im Sterben? War er noch am Leben? Hatte er sich wie meine Mutter das Leben genommen? Ein Gefühl von Schuld und Reue stieg in mir auf, und ich sah mich schon zu spät in Berlin eintreffen, um mich noch mit ihm zu versöhnen.

Seit ich wieder in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt war, hatte mein Vater einige Male versucht, Kontakt zu mir aufzunehmen. Es

waren verzweifelte Telefonanrufe, die üblicherweise damit endeten, dass er Kollegen heftig angriff, von denen er glaubte, sie wollten ihn vernichten. Unser letztes richtiges Gespräch lag bereits über ein Jahr zurück. Ich hatte es abgelehnt, mich von einem gemeinsamen Freund loszusagen, den er als Erzfeind und als Bedrohung seiner Karriere betrachtete, worauf er mit einem Wutausbruch reagierte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Margherita bereits von ihm scheiden lassen. Kurz danach erhielt ich von einigen seiner deutschen Kollegen alarmierende Berichte über den sich verschlechternden Zustand meines Vaters. Demnach würde er sich wie ein Wahnsinniger aufführen und öffentliche Skandale auslösen. Freunde und Kollegen habe er als Nazis, Stalinisten und Verräter beschimpft.

Mir wurde berichtet, dass er aufgrund einer manischen Depression in Behandlung war, nicht mehr unterrichten konnte und nach einem Nervenzusammenbruch in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde. Er sehe furchtbar aus und qualme sich als Kettenraucher zu Tode. Vielleicht sei er auch katatonisch, jedenfalls werde er wegen einer akuten Psychose mit Psychopharmaka behandelt.

Trotz dieser alarmierenden Berichte, die mir ein schlechtes Gewissen machten und das Gefühl gaben, dass meine Familie verflucht sei, wollte ich Abstand. Mir graute vor der Vorstellung, wieder in das Chaos seines Lebens hineingezogen zu werden. Und ich fürchtete, dass allein der Versuch, ihm zu helfen, mich in seinen Abgrund mit hinabreißen würde. Am meisten beunruhigte mich aber, dass ich mich in seiner Nähe wie mit einem Virus infizieren und wie während meiner Berliner Zeit in einer vergifteten Atmosphäre mein wiedergewonnenes seelisches Gleichgewicht verlieren würde: »Ich bin weder emotional noch praktisch in der Lage, meinem Vater zu helfen«, redete ich mir ein, »besonders, da ich hier mit meinen eigenen Ängsten und Depressionen kämpfe und genug damit zu tun habe, selbst über die Runden zu kommen«.

Noch immer fuhr ich zusammen, wenn ich an ihn und unsere gemeinsame Zeit dachte, an die Bedrohungen und Schimpfworte, die sich häufig zu Ohrfeigen, Schlägen und Auspeitschungen mit dem Gürtel hochgeschaukelt hatten. Diese Formen von Kindeserziehung und körperlicher Züchtigung hatte er von seinem eigenen Vater, einem

orthodoxen Rabbiner, übernommen, als er in Wien und später in Zürich während der 1920er- und 30er-Jahre aufwuchs. Diese Züchtigungen fanden ein Ende, als ich mich als Teenager meinem Vater entgegenstellte. Nachdem er mir wieder einmal Schläge angedroht hatte, warnte ich ihn: »Wenn du mich jemals wieder anfasst, dann bringe ich dich um!« Diese Auflehnung war nur deshalb wirksam, weil ich mittlerweile stärker war als er.

»Ich habe deinen Vater gerade in Berlin gesehen«, unterbrach Wyschogrod meinen inneren Monolog. »Ich war auf dem Weg in die Sowjetunion, um dort russisch-jüdische Dissidenten zu treffen, und hatte vor, ihn bei einem Zwischenstopp zu überraschen«, fuhr er fort. »Aber ich war schockiert, als ich erfuhr, dass er in einer psychiatrischen Klinik war. Als ich dorthin kam, sah er aus wie ein Überlebender aus einem Konzentrationslager. Ihn so zu sehen, war für mich besonders verstörend, weil ich als Kind in Nazi-Deutschland aufgewachsen bin. Seine Hände zitterten so sehr, dass er kaum die Gabel zum Mund führen konnte.« Er hielt einen Augenblick inne. »Ich habe ja nie verstanden, wie dein Vater Judaistik in Deutschland unterrichten konnte, nach allem, was dort geschehen ist. Eines weiß ich aber ganz gewiss: Ich kann es nicht zulassen, dass auch nur einer von unseren Leuten in einer deutschen Irrenanstalt stirbt. Nach Auschwitz wäre das grotesk. Als Jude ist es für mich eine Mitzwa, deinem Vater zu helfen.«

»Du willst ihn also hierherbringen?« konnte ich gerade noch erwidern.

»Er ist bereits hier.« Eine Panik ergriff mich, dass die Präsenz meines Vaters mein Leben aus der Bahn werfen könnte. Ich fragte Wyschogrod, wie er sich denn um ihn in einer so schlimmen psychischen Situation kümmern wolle. Er versicherte mir, dass er bereits alle nötigen Vorbereitungen getroffen und meinen Vater in der Nähe untergebracht habe. Außerdem habe er einen Termin bei dem Psychoanalytiker Silvano Arieti arrangiert (auch er ein europäisch-jüdischer Intellektueller, der während der 1930er-Jahre in den USA Zuflucht vor Mussolinis faschistischem Regime gesucht hatte). Arieti war bereits ein Jahrzehnt zuvor der Therapeut meines Vaters gewesen, in jener Zeit also, bevor er New York verlassen hatte, um in Deutschland zu unterrichten. Wyschogrod erwähnte auch, dass er für ihn Treffen mit seinen alten

Freunden von der Columbia-Universität verabredet habe, was ihm emotional und intellektuell sicher guttun werde.

»Ich will, dass dein Vater die besten Möglichkeiten bekommt, gesund zu werden«, erklärte Wyschogrod. »Er braucht etwas Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen, bis es ihm gut genug geht, um wieder unterrichten zu können.«

»Aber was ist, wenn das alles nach hinten losgeht, wenn sich sein Zustand verschlimmert?«, gab ich zu bedenken. »Was, wenn all deine gut gemeinten Maßnahmen erfolglos sind und er völlig aus der Bahn gerät? Dann bin ich es am Ende, der ihn pflegen muss.«

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte er mich. »Ich übernehme die volle Verantwortung für deinen Vater und seine Genesung. Überlass das nur mir. Du musst ihn nicht einmal sehen, wenn dir das lieber ist, obwohl er dauernd nach dir fragt und sich nichts sehnlicher wünscht, als dass du ihm verzeihst.«

Ich befürchtete, dass Wyschogrod die Schwere der Krankheit meines Vaters völlig verkannte und falsch einschätzte, wie geschwächt er tatsächlich war und wie unkontrollierbar er werden konnte. Er war überzeugt, meinen Vater retten zu können, indem er ihn einfach aus Berlin ausflog und ihm hier in New York ein unterstützendes Umfeld schuf. Seine Naivität fand ich gefährlich. Was, wenn sein Plan nicht aufging?

Anfänglich verlief alles positiv und es sah so aus, als würde sich der Zustand meines Vaters verbessern, nicht zuletzt dank seines früheren Psychotherapeuten, den er täglich aufsuchte. Arieti lud auch mich ein, zu einer privaten Sitzung dazuzukommen, und erzählte mir, wie sehr mein Vater mich liebe und wie sehr er bereue, wie er früher mit mir umgegangen sei. Er war sogar der Meinung, und das sagte er mir im Vertrauen, dass die Psyche meines Vaters aus seiner Sicht heute tatsächlich gesünder sei als vor zehn Jahren, als er nach Deutschland gegangen sei. Damals habe er an einer Art messianischem Größenwahn gelitten, heute dagegen kämpfe er endlich mit Überzeugung gegen seine psychischen Dämonen und andere Probleme an. Auch die von Wyschogrod arrangierten Treffen mit früheren Freunden und Kollegen täten meinem Vater offensichtlich gut.

Einige Wochen später fing mein Vater jedoch an, mich zu allen Tageszeiten anzurufen, auch mitten in der Nacht. Er bat um ein Tref-

fen und beklagte sich, dass seine früheren Freunde mit einem Mal zu beschäftigt seien und ihn aufgegeben hätten. Darum verabredete ich mich jeden zweiten Nachmittag mit ihm im Metropolitan Museum, das nur wenige Blocks von seinem Hotel entfernt lag. Wir verbrachten unsere Zeit damit, durch Museen zu schlendern und uns seine Lieblingskünstler anzuschauen – die Meister der holländischen und italienischen Renaissance und die Impressionisten. Unsere Abende klangen meist mit einem Abendessen in einem koscheren Diner in der Third Avenue aus. Diese Tage riefen Erinnerungen in mir wach, wie er mich als Heranwachsenden begeistert durch viele der wichtigsten europäischen Museen geführt hatte, vom Musée de l'Homme und dem Jeu de Paume in Paris über die Courtauld Gallery und die National Gallery in London bis zur Gemäldegalerie in Berlin-Dahlem. Im Met stand er lange Zeit vor Rembrandts Selbstporträt als alter und gebrochener Mann. Es stammt aus jener Zeit, als der Künstler nach dem Verlust seiner gesamten Familie und seines Vermögens im jüdischen Viertel in Amsterdam lebte. Mein Vater murmelte vor dem Bild: »Das bin ich.«

Noch bevor ein Monat vorüber war, verschlechterte sich sein Zustand so sehr, dass er nicht mehr in der Lage war, ein Gespräch zu führen. Er konnte nicht einmal mehr zwei Sätze aneinanderreihen. Lag das an seiner Schlaflosigkeit und dem Kettenrauchen? Er beklagte sich über nächtliche Angstzustände und Panikattacken. Seine Paranoia steigerte sich bis hin zu höchsten Erregungszuständen oder er fiel in einen Zustand der Lethargie und schlief vor Erschöpfung in einem Café oder auf dem Sofa eines Freundes einfach ein. Als ich ihn einmal begleitete, flüsterte er mir zu, dass ihm irgendwelche Passanten folgen würden. Dabei zeigte er voller Angst auf eine obdachlose Frau, die auf einer Parkbank Tauben fütterte, oder er ging einem Museumswärter aus dem Weg und warnte in gedämpftem Ton: »Das FBI und die CIA beobachten mich und planen, mich zu verhaften.« Weshalb hätten sie das tun sollen? Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges im Amerika der 1950er-Jahre hätte allein die Tatsache, dass er ein im Ausland geborener, linker, jüdischer Intellektueller war, der an den Colleges der Ivy League lehrte, durchaus dafür ausgereicht – aber jetzt?

Als die Hohen Feiertage näher rückten, bestand mein Vater darauf, dass ich Jom Kippur mit ihm verbringe. Er fürchtete sich vor dem

Alleinsein. Als ich zustimmte, über Nacht zu bleiben, um ihm Gesellschaft zu leisten, erfuhr ich, dass er aus dem schicken Adams Hotel ausgezogen und in eine schlimme Absteige in Spanish Harlem gezogen war. Die Leute im Adams seien alle »Schwindler und Erpresser«, behauptete er. Der Preis seiner neuen Unterkunft dagegen – ihre Gefahren schien er nicht zu erkennen – war seiner Meinung nach »viel vernünftiger«.

Einige Tage später wurde ich mitten in der Nacht durch das Telefon geweckt. Als ich heftiges Atmen am anderen Ende der Leitung hörte, dachte ich zuerst an einen Scherz. Als der Anrufer beim dritten oder vierten Anruf in größter Angst stammelte, er sei vom FBI wegen eines Sexualverbrechens an einer Krankenschwester verhaftet worden, wurde mir klar, dass es sich um meinen mit Medikamenten betäubten Vater handelte. Ich konnte nicht erfahren, von wo aus sein Anruf kam, daher rief ich gleich, nachdem er aufgelegt hatte, Wyschogrod an. Seitdem mein Dad in den Wochen davor begonnen hatte, psychisch etwas geordneter zu wirken, hatte ich nicht mehr mit ihm gesprochen. Er sagte, dass die Polizei meinen Vater aufgegriffen habe, als er desorientiert durch die Straßen irrte, und er selbst deshalb gezwungen gewesen sei, meinen Vater zu dessen eigenem Schutz in eine psychiatrische Klinik in der Bronx einweisen zu lassen.

Als ich aus lauter Frust ausrief, er habe die Kontrolle über die Situation komplett verloren, schoss Wyschogrod zurück, er habe alles, was in seiner Macht gestanden habe, getan, um zu helfen: »Aber ich kann doch sein Verhalten nicht kontrollieren! Ich kann ihn nicht zwingen, seinen Therapeuten zu treffen, seine Medikamente zu nehmen oder dich nicht mehr anzurufen!« Und er fügte zu seiner Verteidigung noch hinzu, dass mein Vater sich jetzt sogar weigere, seine Anrufe entgegenzunehmen, und ihn beschuldige, ein Verräter zu sein, der auf seinen beruflichen Erfolg neidisch sei und versuche, seine Karriere zu zerstören.

»Ich hab's dir ja gesagt!«, war alles, was ich noch sagen konnte, bevor ich auflegte.

Es war nun klar, dass das Leben meines Vaters gefährdet war und ich eingreifen musste. Ich beriet mich mit einigen alten Freunden meiner Eltern, die Therapeuten waren. Einem von ihnen gelang es, einen

Notfalltermin bei einem Psychiater in der Payne Whitney Klinik in der Upper East Side zu vereinbaren. Die Wartezeit für einen solchen Termin betrug üblicherweise mehrere Wochen. Als ich meinen Vater am nächsten Tag zu unserem Termin abholte, sah er aus wie ein Zombie. Anstatt zu antworten, wiederholte er meine Worte oder grunzte einsilbig vor sich hin. Er benahm sich auffällig und hatte sich zwanghafte Ticks angewöhnt, etwa sich während der Taxifahrt mit einem Streichholz die Fingernägel zu säubern.

Während der Untersuchung blätterte ich im Wartezimmer in einigen Broschüren über Geisteskrankheiten, über Paranoia, bipolare Störungen und Psychosen. Als der Arzt mich eine halbe Stunde später ins Untersuchungszimmer rief, war ich erstaunt, dass er mir seine Rückmeldung und Diagnose gab, obwohl mein Vater neben mir saß. In ruhigem Tonfall erklärte er mir, dass sein Zustand ernst sei: »Nach allem, was Sie mir am Telefon über seine Vorgeschichte erzählt haben, und nach meinem jetzigen Gespräch mit ihm, ist für mich klar, dass Ihr Vater schon seit geraumer Zeit an einem akuten Fall von dem leidet, was wir manische Depression nennen. Diese letzte Episode«, fuhr er fort, »hat unglücklicherweise einen psychotischen Zusammenbruch und eine schwere Depression mit deutlich paranoiden Zügen ausgelöst. Momentan ist Lithium das einzige Medikament, über das wir verfügen, um diese Art von Krankheit zu behandeln. Doch im Falle Ihres Vaters scheint es offenbar nicht zu wirken.«

»Was können wir dann tun?«, fragte ich.

»Im jetzigen Stadium sehe ich nur zwei gangbare Wege: Der eine ist, dass wir Ihren Vater in eine Anstalt einweisen, weil er akut suizidgefährdet ist und bisher weder auf Therapie noch auf medikamentöse Behandlung anspricht.«

»Und die andere Option?«

»Elektrokonvulsionstherapie, EKT.«

Erinnerungen an den Film *Einer flog über das Kuckucksnest* kamen hoch, und ich musste mir Mühe geben, nicht durchzudrehen. Jack Nicholson spielt einen aufsässigen Patienten in einer staatlichen Nervenheilanstalt, der gezwungen wird, sich zur Bestrafung einer Reihe von EKT zu unterziehen. Sollte ich zu Schwester Ratched, der Sadistin, werden und das Gleiche meinem Vater antun? In einer makabren

ödipalen Ironie wurde der Sohn vor die Entscheidung gestellt, ob sein Vater entweder lebenslang in eine Irrenanstalt gesperrt oder seine Persönlichkeit durch eine, wie ich damals glaubte, barbarische, seelentötende Tortur zerstört werden sollte.

Der Arzt erklärte mir, dass nur ich diese Entscheidung treffen könne, da ich das einzige erwachsene Familienmitglied sei. »Schädigt EKT nicht das Gedächtnis und die Fähigkeit zu denken?«, fragte ich ihn, von Schuldgefühlen geplagt. »Kann sie nicht sogar die Persönlichkeit zerstören?«

»Ich verstehe, dass Sie sich Sorgen machen«, antwortete der Arzt, »aber seien Sie beruhigt. Ja, es gibt allgemein viele Mythen über EKT. Doch die Behandlung hilft, auch wenn es Nebenwirkungen geben kann. Die Patienten leiden oft eine gewisse Zeit lang unter Gedächtnisverlust, Desorientierung und Abstumpfung. Auch eine Verflachung des Gefühlslebens ist möglich. Aber bedenken Sie, EKT kann das Leben eines Menschen retten, denn es bleibt ihm großes Leiden durch psychotische Depression und extreme Angstzustände erspart.« Bevor ich ging, versprach mir der Arzt, meinen Vater an den besten Psychiater der Stadt zu überweisen.

Während der nächsten Monate wechselten Wyschogrod und ich uns dabei ab, meinen Vater zu seinen Schockbehandlungen in die Gracie-Klinik zu begleiten. Nach den ersten paar Malen begann sich sein Zustand beträchtlich zu bessern. Nachdem mein Vater ins Adams Hotel zurückgezogen war, nahmen er und ich unsere Museumsbesuche wieder auf und schauten uns sogar einige Filme von Preston Sturges aus den 1930er-Jahren in der Carnegie Hall an. Er lachte dabei so laut, dass ich fürchtete, er würde einen Schlaganfall bekommen. Anfang Dezember kündigte mein Vater an, dass er nach Deutschland zurückkehren werde, um dort wieder zu unterrichten. Ich begleitete ihn zu verschiedenen Abschiedsessen, die seine Freunde organisiert hatten, und konnte bei diesen Gelegenheiten beobachten, wie er wieder seinen alten scharfen Intellekt zurückgewonnen hatte und die versammelte Gesellschaft mit einem Arsenal jüdischer Witze und fesselnder Geschichten unterhielt. Trotz des Wagnisses hatte Wyschogrod am Ende vermutlich recht mit seiner Entscheidung, dass mein Vater sich einer psychiatrischen Behandlung unterziehen sollte. Die Erfüllung

einer Mitzwa sei ein moralisches Gebot, um ein Menschenleben zu retten, hatte er gesagt.

»Man kann es drehen und wenden, wie man will«, sagte ich zu mir selbst, »nachdem er meinen Vater hierhergebracht hat, sind die Würfel gefallen.« Und als ich plante, meinen Dad ein letztes Mal vor seiner Abreise an Heiligabend zu treffen, geschah dies nicht nur in der Hoffnung, dass wir uns gegenseitig besser verstehen würden. Ich hoffte auch, dass wir die Grundlage für eine liebevollere Verbindung und eine tiefere Freundschaft finden könnten. Ich hatte keine Ahnung, was das nächste Treffen bringen würde. Aber es sollte in jedem Fall mehr werden, als ich jemals erwartet hatte.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe © 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe »Prodigal Father« © Ethan Taubes

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text-
und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltung und Satz: Christin Albert. In Kooperation mit
Valeska Bertoncini.

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Fotografie von
Jacob Taubes (© Ethan Taubes)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-2109-4

www.matthes-seitz-berlin.de